

dtv

Ob er den Kummer mit jütländischen Kaffeetafeln schildert, vom schweißtreibenden Aufenthalt in einer finnischen Sauna erzählt oder eine Schulstunde auf japanisch dokumentiert: es ist eine Freude, mit Siegfried Lenz auf Reisen zu gehen. Man kann es in der Gewißheit tun, etwas Besonderes, Ungewöhnliches zu erleben. Zu finden ist es auf einer Ranch im westlichen Amerika genauso wie in einer spanischen Kneipe. Und man hört förmlich jenen legendären Vogel, auf den der Erzähler vor einer Australienreise neugierig gemacht wird und der ihn prompt als Phantom begleitet. Dieser Vogel kann lachen ...

Siegfried Lenz, am 17. März 1926 in Lyck (Ostpommern) geboren, begann nach dem Krieg in Hamburg das Studium der Literaturgeschichte, Anglistik und Philosophie. Danach wurde er Redakteur und lebt seit 1951 als freier Schriftsteller in Hamburg.

Siegfried Lenz
Zaungast

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

März 2006

4. Auflage Februar 2010

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2002 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: 'The Towpath' (1986) von Wolf Kahn
(VG Bild-Kunst, Bonn 2010)

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13436-1

Inhalt

Kummer mit jütländischen Kaffeetafeln	7
Eine Schulstunde auf japanisch	17
Das Gelächter des Kukkaburra	27
Die Stunde der Taucher	37
Sonntag eines Ranchers	49
Hinter der Fliegenschnur	73
Unter Dampf gesetzt	91
Nachwort von Rainer Moritz	105

Kummer mit jütländischen Kaffeetafeln

Einmal muß ich auch von meinem Kummer sprechen, von meinem Kummer mit Jütland, dessen Sommerbürger ich seit vielen Jahren bin. Lange hat Begeisterung ihn niedergehalten, zurückgedrängt, bei allem schwärmerischen Einverständnis wagte mein Kummer nicht, sich zu Wort zu melden, er wurde einfach matt gesetzt durch Erlebnisse und Erfahrungen, die mir Jütland als mein behäbiges Sehnsuchtsland erscheinen ließen. Was gilt dein Kummer, sagte ich mir zögernd, angesichts grandioser Nachbarschaftshilfe und noldischer Sonnenuntergänge? Was zählt er überhaupt vor dem erstaunlichen Gerechtigkeitssinn der Jütländer, vor ihrer stillen Tüchtigkeit, ihrer fabelhaften Sparsamkeit, ihrem Sinn für Gemütlichkeit und künstlerisch geschnittenen Hecken? Hat irgendein Kummer denn das Recht, veröffentlicht zu werden, wo alles zum Bleiben einlädt, wo langsam, aber gründlich gedacht wird, wo Idylle und kühne Architektur miteinander tuscheln? Und wo man, nach eigenem Willen, jeden Tag Sonntag feiern kann? Wäre schließlich, so sagte ich mir, die Bekanntgabe deines Kummers nicht eine Manifestation der Undankbarkeit gegenüber einem Land, das dich so bereitwillig angenommen

hat? Es hilft nichts: zu stark pocht mein Kummer, er will raus, will sich nach über zwanzig Jahren Zurückhaltung Gehör verschaffen, mein redlicher, oft verschluckter, begründbarer Kummer mit Jütland. Da er einen Namen hat, möchte ich ihn auch gleich preisgeben: Es ist mein Kummer mit der großen jütländischen Kaffeetafel.

Schon seh' ich Kopfschütteln, spüre Verwunderung und Nachsicht: Kann, so wird man sich fragen, eine Kaffeetafel Anlaß zum Kummer geben? Kann, was so harmlos nach Belebung und schlichter Süße klingt, überhaupt eine Sache sein, von der man Aufhebens machen sollte? Wer so fragt, hatte noch nie das problematische Glück, zu einer original jütländischen Kaffeetafel eingeladen zu werden. Wir hingegen, meine Frau und ich, waren oft dazu eingeladen, wir haben die legendäre Tafel bisher überlebt, und in gelassener Erwartung von Spätschäden möchte ich jedem, der von einer entsprechenden Einladung ereilt wird, akkurat vorstellen, was ihn erwartet, worauf er sich gefaßt machen muß.

Wir, zugegeben, waren allenfalls auf Gesundheitskaffee und knochentrockene Plätzchen gefaßt, als wir zum ersten Mal von unseren Nachbarn zu einer ortsüblichen Kaffeetafel gebeten wurden, so gegen halb neun, nach dem Abendbrot. Solch eine Kaffeetafel, bedeutete man uns, widerspricht keineswegs der Gewohnheit, ausgiebig und genußreich zu Abend zu essen, im Gegenteil: Die jütländische Kaffeetafel heischt geradezu eine gediegene Unterlage. Nach Belieben gestärkt, fanden wir uns bei den Gastgebern zusammen, schwiegen uns, erschöpft

von der Tagesarbeit, freundlich an; die Beredsamen riskierten ein »Jo«, die Geschwätzigten ein »Jo, jo«, ein Ächzen, ein Preßlaut, ein Kopfnicken reichten zu umfassender Unterhaltung. Häufiger Lidschlag zeugte nicht etwa von vorsorglicher Zustimmung, sondern von der Mühe, sich wach zu halten. Bauern und Fischer verzichteten darauf, einander zu necken, wie die Tradition es eigentlich will. Oft war nur das kleine Platzgeräusch der an Pfeifen saugenden Lippen zu hören.

Plötzlich zog die Hausfrau die Schiebetüren auf, trat bescheiden zur Seite und gab den Blick frei auf die Kaffeetafel, und alle im Raum standen auf.

Ein Ausziehtisch, von geschontem Damast bedeckt, trug die Kaffeetafel: Kerzen brannten, deren zuckender Schein über das ererbte perlmuttene Porzellan ebenso lief wie über die dicke Butterschicht der Brötchen, die, zu Mehrdeckern aufgestockt, auf übergroßen Tellern lagen. Wir tauschten einen Blick, meine Frau und ich, einverstanden mit der herzhaften Bescheidenheit des Angebots. Also Brötchen, Rundstücke, Boller, wie es immer beginnt, man würde die Hausfrau nicht enttäuschen müssen, es war erst neun. Schweigend nahmen wir unsere Plätze ein.

Die Gastgeberin ließ es sich nicht nehmen, den Kaffee selbst einzuschenken, kräftigen, stark gebrannten Kaffee, und wem es aus der Tasse dampfte, der durfte auch gleich probieren, und auf einmal war ein Seufzen am Tisch, ein Stöhnen, man seufzte und stöhnte mit geschlossenen Augen, freimütig, anhal-

tend, die unendliche Wohltat bezeugend, die man heiß im Schlund spürte – wir seufzten ungeübt mit und nickten zu dem vollständigen Bekenntnissatz, daß doch nichts über eine gute Tasse Kaffee gehe. Dann ein Wink, und die schönen Teller mit den gebutterten Brötchen begannen zu kreisen.

Sie kreisen immer, die Teller, niemand entgeht ihrer Forderung, zu nehmen und noch einmal zu nehmen. Wir trennten also die Mehrdecker, hoben die halben Rundstücke ab, die so aufeinanderlagen, daß auch die Unterseite kräftig Butter annahm, und es war ein zufriedenes Mahlen und Trinken, allerdings äugten wir, schon am Ende unserer Möglichkeiten, bestürzt auf die eigenen Teller, auf die stumme Zentrifugalkraft immer neue Brötchen brachte. Meinen hilfeschreitenden Blick beantwortete die Hausfrau mit dem zweiten vollständigen Satz, sie sagte: Wir sollen es ganz gemütlich haben. Ich nickte dankbar, doch ich nickte zu früh, denn nachdem sich einige Gäste gestrafft, und das heißt: erwartungsvoll aufgesetzt hatten, trug die Hausfrau Platten mit blätterteigartigem Kranzkuchen auf, der gelblich schimmerte wie ein jütländisches Rapsfeld und gesprenkelt war von überschweren Rosinen.

Jeder wußte, was an der Reihe gewesen war, jeder langte sachlich zu; wen die rotierende Platte erreichte, der war verurteilt zu nehmen. Mit glänzenden, schorfähnlichen Krümeln an den Lippen, die das *wienerbrød* nun einmal gern hinterläßt, stellten Nachbarn kurze Fragen, gaben kurze Antworten, ich konnte ihnen keine Aufmerksamkeit schenken, da ich angestrengt damit beschäftigt war,

die drohend herankreisende Platte abzuwehren. Vergebens: Bei jedem Passieren geriet ein Stück fettigen, leicht gewärmten Kuchens auf meinen Teller und erinnerte mich unerbittlich an die Gesetze der Gastfreundschaft. Daß unser Kaffeedurst unstillbar sei, wurde einfach vorausgesetzt, schon dampfte die zweite, die dritte Tasse vor jedem Gast, der Duft Brasiliens erfüllte die jütländische Bauernstube, eine beginnende Magenschwere wurde aufgewogen durch unerwartete Hellhörigkeit und Schärfe des Gewahrens. Verwirrt blickte ich zum Ende der Tafel hinunter, wo zusammenhängend geflüstert und gelacht wurde.

Mühsam ausatmend, signalisierte mir meine Frau ihre Erschöpfung, ich antwortete mit zur Decke gerichtetem, ergebenem Kälberblick, hoffend, daß mit dem *wienerbrød* das Ärgste überstanden sei.

Doch kaum hatte ich mich zurückgelehnt, als ein Hügel von kränklicher Weiße gebieterisch auf mich zuschwebte, ein Gletscher, bedeckt mit bräunlichem Moränenschutt, waghalsig verziert mit Kirschen, die dem erstarrten Schaum sanft eingedrückt waren: die erste Großtorte, die *lagkage*, der Stolz der Hausfrau, den abzulehnen einer Beleidigung gleichgekommen wäre. Das vorzeitlich anmutende Ungetüm des Genusses wurde in die Mitte der Tafel gestellt, ein ererbtes Tortenmesser brachte ihm die erste Wunde bei, und dann wurde jeder namentlich aufgefordert, seinen Teller heranzureichen zum Empfang kiloschwerer, präzis geschnittener Batzen.

Wie viele Schichten waren da verständig überein-

andergelegt, der Boden erinnerte an Jütlands sandgraue Küsten, die Füllung an seine dunkle Torferde, etwas Versteiftes, Klumpiges gemahnte an einheimische Hünengräber, und beim Anblick der lastenden Sahneschichten mußte ich an jütländische Winter denken. Der Moränenschutt, fast unnötig zu sagen, entpuppte sich auf der Zunge als Nußsplitter. Eine ganze Geologie der Gaumenfreude präsentierte sich uns da, und ich wäre in Andacht versunken, wenn Atemnot mir nicht zugesetzt hätte. Als zum zweiten Batzen lächelnd Kaffee nachgereicht wurde, kam tatsächlich ein angeregtes Gespräch unter meinen Nachbarn auf, soweit ich ihm unter dem Druck der Fülle folgen konnte, ging es um die ungerechten, jedenfalls drakonischen Steuergesetze, die dem Jütländer selbst das nehmen, was er sich angewöhnt hat, als sein eigen zu betrachten. Nur noch lethargisch löffelnd, verstand ich, daß ein Sohn den Hof seines Vaters keineswegs übernehmen kann, er muß ihn in gewisser Weise kaufen und auf den Kaufpreis Steuern zahlen. Die Gletschertorte ließ mir gerade noch die Kraft, diese Praxis ebenfalls als ungerecht zu empfinden.

Plötzlich neigte sich mir mein Nachbar zu, zwinkerte und riet mir, den Teller rasch leer zu essen, da gleich die Napoleonschnitten »dran« wären, ein mit Vanillepudding gefülltes Labsal, schön zittrig unter glasiertem Blätterteig. Und kaum hatte der kreisende Teller ihn erreicht, als er mir auch schon zwei Stücke zuschaufelte, jedes so dick wie Tolstois »Krieg und Frieden«. Von Herzen zugetan, wollte er mir nur die Wartezeit ersparen. Ich aß, ich schwieg

und aß, während sich das Gespräch an der Tafel immer spürbarer belebte, die Napoleonschnitten stifteten sogar Leidenschaft, ein heftiges Für und Wider um die Europäische Gemeinschaft entbrannte. Aus der Ferne bekam ich mit, daß der Süden Jütlands die Mitgliedschaft in der EG überzeugter guthieß als der Norden. Die Hausfrau trug, nicht ohne kleinen Triumph, gleich zwei Kaffeekannen herein und lobte mehrmals hintereinander ihre neue Kaffeemaschine. Zum Protest zu matt, ließ ich mir die fünfte Tasse füllen. Gequält blickte ich zu meiner Frau hinüber, sie musterte feindselig ihre Napoleonschnitte, stocherte nicht einmal; wenn sie sich überhaupt bewegte, so nur, um eine übriggebliebene Kirsche von der Gletschertorte aufzuspießen.

Auf einmal schrak ich auf. Fischer und Bauern begannen gerade, einander – der Tradition entsprechend – zu necken, als ich feststellen mußte, daß ich nicht mehr gerade sitzen konnte. Die Kaffeetafel zog meine Stirn an. Ich stand auf, stahl mich unter einem Vorwand auf den Hofplatz hinaus, probierte ein paar bange Schritte und blickte verlangend zu unserem Häuschen hinüber. Wenn es einen Brunnen gegeben hätte, ich hätte gewiß nicht versucht, meine Silhouette neben dem Mond zu finden. Tragisch verkürzt: So kamen mir meine Beine vor, der Leib kämpfte mit einem geradezu unwirschen Übergewicht, die Geschmacksnerven jauchzten, und hinter den Schläfen sumnte und zirpte es, als ob alle Telefonleitungen Jütlands dort hindurchliefen. Was da rhythmisch einen Vorschlaghammer in mei-

ner Brust schwang, war ohne Zweifel mein Herz. Was mir einredete, ich könnte in diesem Augenblick georgische Lyrik in einen südjütländischen Dialekt übersetzen, war der Kaffeerausch. Die frische Luft bekam mir nicht, ich mußte zurück.

Der Teller an meinem Platz konnte mein Teller nicht sein, denn ich hatte ihn leer hinterlassen, und jetzt lastete auf ihm, plätteisengroß, ein naturfarbnes Stück Nußtorte, mit Buttercreme ehrlich ange-reichert, eine Spezialität der Hausfrau. Ich beäugte das Stück, stach es, stupste es mit dem Gabelchen, fragte es ab: Es wollte nichts weiter als bewältigt werden. Meine Nachbarn bedauerten mich, sie waren mir ein Stück im voraus und stachelten mich an, sie einzuholen, lakonisch allerdings, nur soweit ihnen die erhitzte Debatte über dänische Staatsverschuldung Zeit dafür ließ. Ich dachte an Jütlands Hecken, an Holunder, Flieder und Haselnußbüsche und nahm die Nußschnitten an, apathisch und entschlossen zugleich. Mir war es gleichgültig, daß die Hausfrau, wie sie erzählte, die Nüsse eigenhändig geerntet und gerieben hatte, ich brachte kein Interesse mehr für die Behauptung auf, daß die unangemessenen Forderungen des perfekten Sozialstaates zu der bedenklichen Verschuldung des Landes geführt hatten, wie ein todmatter Koalabär, der seine einzige, lebenserhaltende Aufgabe im Eukalyptusblatt sieht, brockte ich die Nußtorte in mich hinein, einverstanden mit oblomowschem Schlagfluß, den ich auf mich zukommen sah.

Mit, sagen wir, abschiednehmendem Blick schaute ich zu meiner Frau hinüber, sie hatte es aufgege-

ben, hatte offenbar mit letzter Kraft der Nußstorte die Kuchengabel eingerammt, an deren Stiel jetzt nur noch ein Fähnchen fehlte, das weiße Fähnchen der Kapitulation.

Welch ein Zustand: Äußerste Wachheit hielt niederzwingender Trägheit die Balance, flackernde Aufgekratztheit behauptete sich neben Mühlsteinschwere. Meine Nachbarn beteuerten einander, daß sie sich selten »so gut zupaß« gefühlt hätten, und zum Zeichen ihres Wohlbefindens tischten sie einander Anekdoten auf.

Ihre Fürsorglichkeit mobilisierte einen letzten Schub von Lebenswillen, ich hob den Arm, mich ritt der Teufel, Hohn und Verzweiflung gaben mir eine Frage ein, über die ich erst später erschrak, die Frage nämlich: Wann kommt denn das Kleingebäck? Ich habe gelesen, daß zu einer jütländischen Kaffeetafel unbedingt Kleingebäck gehört. Überrascht sah die Hausfrau mich an, dankbar und überrascht, mein Verlangen ehrte sie, und ehe ich noch begriff, welche Falle ich mir selbst gestellt hatte, kreisten Schälchen mit dem berühmten Kleingebäck, Kringel, Schäumchen, Plätzchen, Taler aus Mürbeteig, mit und ohne Schokolade *småkager* in verführerischen Variationen, selbstgebacken. Das war es doch, worauf du gewartet hast, fragte die Hausfrau, und ich darauf: Ja, sehnsuchtsvoll gewartet. Der Kaffee, den ich mir widerstandslos einschenken ließ, war offenbar noch stärker geworden, eine ölig schimmernde Schwärze. Glaub mir, sagte mein Nachbar, danach wirst du sehr gut schlafen, wir jedenfalls brauchen das Zeug, um gut zu schlafen.

Kurz vor Mitternacht brachen wir auf, wohl versehen mit übriggebliebenen Kuchen und Kleingebäck – für den Fall, daß wir in der Nacht Lust bekämen, etwas zu knabbern. Wortlos schwankten wir heimwärts, nach einem Dank, der reichlich polternd ausgefallen war. Der Hund sprang bellend neben uns her, offenbar hatte sich unser Gang so verändert, daß er uns nicht mehr erkannte. Anstieg: Ich wurde das Gefühl nicht los, auf beschwerlichem Anstieg zu sein, ein gezuckertes, glasiertes Hügel-land hinauf, eine Alp aus Mürbeteig und gefrorener Schlagsahne hinauf. Wir setzten uns ins Bett, sitzend erwarteten wir den Morgen.

Beispielhaft ist die Nachbarschaftspraxis in Jütland, nichts als wohlgemeint sind die Einladungen zu einer jütländischen Kaffeetafel. Wir haben sie überstanden, haben sie bis heute überlebt – für das bereitwillig gebrachte Schlafopfer reich entschädigt durch Erlebnisse und Erfahrungen, die nur hier möglich sind. Dennoch: Schade ist es um jede Einladung, die außer Freude auch Befürchtungen weckt. Aus rechtschaffenem Kummer möchte ich fragen, ob man dem Gast in Jütland, der sich freudig vor einer Kaffeetafel findet, nicht zumindest einen Gang in der großen rituellen Kuchenschlacht ersparen könnte – sagen wir, um einen Anfang zu machen, das Kleingebäck. Denn merke: Die Besorgtheit um den Gast schließt auch seine Gehfähigkeit beim Nachhauseweg ein.

Eine Schulstunde auf japanisch

Nein, sie waren keine Soldaten des Abc. Gewiß, sie trugen alle dunkle Uniformen, in schöner Disziplin lagen ihre Händchen auf der Schulbankkante, ihre kleinen Körper bezeugten auch schon eine frühe Würde des Dasitzens, doch als ich den Klassenraum der alten, über hundert Jahre alten japanischen Elementarschule betrat, da widersprachen sie sogleich der vorgeführten Haltung. Vertrauensvoll zwinkerten mir die achtjährigen Jungen und Mädchen zu, klappten mich heimlich, so daß Schulrat und Schuldirektor es nicht bemerkten, drückten mir schnell die Hand, lächelten, flüsterten, boten mir Zettel an. Schon kam ich mir vor wie der neue Schüler, dem man sein verstecktes Wohlwollen zu erkennen gibt.

Ich hatte mir gewünscht, eine lange Schulstunde auf japanisch mitzumachen, und die Japan-Foundation, die ihrem Gast in beispielloser Generösität nahezu jeden Wunsch erfüllt, hatte mir eine kleine Schule sehr fern von Tokio empfohlen, eine ganz aus Holz gebaute Schule, die Wände geschwärzt vom Alter, die Flure blank gewetzt von unzähligen Stoffsandalen und Strümpfen.

Daß ich mich wie auf einer Rutschbahn fühlte, Schwierigkeiten mit meinem Stand hatte, lag an

den zu engen Hausschuhen, die ich hier – wie überall sonst – am Eingang gegen meine Straßenschuhe tauschen mußte, japanische Pantoffeln sind nun einmal für japanische Fußgrößen gedacht, sie bekneifen geradezu europäische Zehen – immerhin, mit den zierlichen Pantoffeln am Fuß merkt einer rasch, ob ein unentdeckter Kürläufer in ihm steckt. Es gelang mir, ohne Sturz, zu einem Bänkchen zu segeln, die Lehrerin nickte mir anerkennend zu, und in dem Augenblick, als sie das Thema der Schulstunde bekanntgab, lösten sich auch alle Blicke von mir, verschmitzte, neugierige, abschätzende Kinderblicke. Das Thema überraschte mich, es gab mir zu denken: Über den Gruß, so hieß es, über die Bedeutung des Grüßens zwischen Bekannten, zwischen Fremden. Die Schüler indes schien dies Thema keineswegs zu überraschen, mit einem Ernst, der mich verblüffte, mit einer gesammelten Aufmerksamkeit, die ich nicht vermutet hätte, fingen sie gleich an, dies so bedeutungsvolle Zeremoniell menschlicher Begegnung zu beschreiben und, von der Lehrerin gelenkt, auszulegen.

Unwillkürlich dachte ich an den Grußaustausch der Erwachsenen hier, den ich oft genug erlebt hatte, an die bis zur Schmerzschwelle reichenden Verbeugungen, an die Gesten des Respekts, der Ergebenheit, der Unterwerfung, welche anstrengende Bekundung von Ehrerbietung wird da gefordert, welche Manifestation der Friedfertigkeit ist da vorgegeben. Doch weder Herkunft noch Perfektion des Grußes – so mit gleichzeitiger Überreichung der Visitenkarte – sollten in der Stunde behandelt wer-

den; die verengte Aufgabe lautete vielmehr: Was läßt sich aus einem Gruß erfahren? Fröhlichkeit, sagte der kleine Kenzo. Schlechte Laune, sagte die kleine Noriko. Traurigkeit, sagte der noch kleinere Tomoyoshi: bevor sie sagten, was alles ein Gruß preisgeben kann, standen sie auf und nannten ihre Namen, und es war erstaunlich, wieviel unterschiedliches Befinden sie herauslesen konnten aus Gruß und Gegengruß. Auf einmal fiel dem kleinen Akira ein, daß die Lehrerin nicht allzu heiter geantwortet hatte auf den Morgengruß der Klasse; nach möglichen Gründen befragt, vermutete er, daß vielleicht die Mutter der Lehrerin krank sei – ein Kopfnicken zur Belohnung, er hatte recht. Und Izumi erinnerte sich, daß sein Banknachbar nur bedrückt zurückgegrüßt hatte – einfach, weil er zu spät gekommen war und noch nicht wußte, welche Zu- rechtweisung ihn erwartete.

Mit dem Gruß also geben wir uns zu erkennen, unsere Stimmung ebenso wie unsere Absichten, wir öffnen uns, wir versprechen etwas, aber wir sollten es nicht genug sein lassen mit dem eigenen Gruß, sondern immer darauf achten, wie wir zurückgegrüßt werden, und wenn der Gegengruß nicht unserem entspricht, wenn er nicht die gleiche Fröhlichkeit zeigt, die gleiche Offenheit und Klarheit, dann müssen wir uns fragen, woran das liegen könnte. Ein trauriger Gegengruß zum Beispiel sollte schon ein Grund sein, behutsam nachzufragen, vielleicht braucht einer unseren Trost, unsere Anteilnahme. Um die Empfindlichkeit für die Auslegung des Grußes zu schärfen, spielte die Lehrerin

ein Tonband mit Beispielen ab, die Schüler hörten sehr konzentriert zu, hatten viel zu sagen; mich beeindruckte der Ernst, die grüblerische Ausdauer – es war unausbleiblich, daß ich meine Art des Grüßens überprüfte und vergleichend bewertete. Ich fragte, welchem Fach diese Unterrichtsstunde zugerechnet wird, und der Schuldirektor erklärte: Sozialkunde; wir haben einen ziemlich weitgehenden Begriff für Sozialkunde.

Was alles hier unter diesen Begriff fällt, erfuhr ich auf meinen Reisen durch das Land, vor den Monumenten japanischer Geschichte. In den kaiserlichen Vorgärten und bei den kolossalen Buddha-Statuen in Nara, vor Tempeln und Pagoden und im Museum von Hiroshima: überall begegnete ich unzähligen Schulklassen, sah ihre Wimpel, die zum Sammeln riefen, hörte die Trillerpfeifen besorgter Lehrer, die das wieselnde kleine Volk zusammenhielten. Mit ihren weißen, mit ihren gelben und roten Rucksäcken zogen sie vorbei, lauschten den Megaphonen, ließen sich einweihen in große Vergangenheit, nahmen Augenschein an den Stätten, von denen einst ihre Macht ausging und wo die verpflichtenden Muster des Lebens ausgegeben wurden. Sie sind ohne Zweifel die reiselustigsten Schulklassen der Welt, und sie sind Eigentümer von Traditionen, über deren Herkunft sie sich versichern können. Nicht ein einziges Mal kam ich in Versuchung, diese Reisen sozusagen als Pilgerfahrten anzusehen; es war in der Tat sozialkundlicher Umgang mit den brütenden Zeugen der Geschichte.

Nachdem wir jedenfalls herausgefunden hatten,